

Die Wiederkehr des Rituals im Alltag

- Ritualbedürftigkeit aus ethnologischer Sicht¹

von Karl-Heinz Kohl

8 | Diskurs

Ich beginne mit einem Zitat: „Eines der ernstesten Probleme unserer Zeit ist das Schwinden des Verbundenseins durch gemeinsame Symbole. (...) ‚Ritual‘ ist ein anstößiges Wort geworden, ein Ausdruck für leeren Konformismus; wir sind Zeugen einer allgemeinen Revolte gegen jede Form von Formalismus, ja gegen Form überhaupt.“

Diese kritischen Äußerungen über „eines der ernstesten Probleme unserer Zeit“ muten zweifellos ein wenig unzeitgemäß an. Tatsächlich sind sie inzwischen mehr als dreißig Jahre alt. Sie entstammen dem 1970 im englischen Original veröffentlichten Buch „Ritual. Tabu und Körpersymbolik“ der britischen Ethnologin Mary Douglas. Damals, als nicht nur in Deutschland Studenten gegen alle möglichen Formen sinnentleerter Ritualisierungen zu Felde zogen, war das Ritual als ein „seiner ursprünglichen Funktion entfremdetes Routineverhalten“ in Misskredit geraten und in der Tat zu einer „unterwertigen Kommunikationsform“ erklärt worden, wie es bei Mary Douglas weiter heißt. Rituale und Formen überhaupt galten als „hohle Gesten“, die rein äußerlich waren und im Dienst der Verschleierung der wahren Herrschaftsverhältnisse zu stehen schienen.

Antiritualismus und Konformismus

Die Befreiung aus den rituellen Zwängen, die sich in besonders altertümlicher Form gerade an den Universitäten erhalten können, wurde als Voraussetzung für die Befreiung auch aus allen anderen Zwängen angesehen. Zwar bedienten sich die gegen den Ritualismus protestierenden Studenten auch bald ihrer eigenen Rituale, man denke etwa an die vielen Sit-ins, Teach-ins und Demonstrationen, bei denen die Bilder von Karl Marx, Ho Chi Minhs, Mao Tse Tung und des großen Märtyrers Che Guevara vorangetragen wurden - ein sehr alter religiöser Brauch im Übrigen: Das Umhertragen von Ikonen war in der orthodoxen russischen Kirche bereits seit Jahrhunderten geläufig und nach der Oktoberrevolution von Lenin und Stalin nur übernommen worden – doch löste die Studentenbewegung bei uns langfristig eine Kulturrevolution aus, die sich in der neuen informellen und sexuelle Unterschiede kaschierenden Einheitskleidung, den obligaten T-Shirts und den Jeans ebenso ausdrückte wie in der konsequenten Abschaffung zahlreicher anderer äußerer Formen.

Ein neuer Konformismus machte sich breit. In den Universitäten wurde das Siezen zu einer aussterbenden Kommunikationsform, und zwar selbst zwischen Professoren und Studenten. Die viel gescholtenen Talare der Professoren verschwanden, und abgeschafft wurden mit ihnen auch die festlichen Rituale, die man früher beim Erreichen eines neuen akademischen Grades so feierlich zelebriert hatte. Von den Universitäten griffen die neuen Verhaltensmuster bald auf die allgemeine Öffentlichkeit über. Nach den Wor-

ten des Philosophen Odo Marquard waren es mit einem Mal lauter Zitate von Rousseaus „Gutem Wilden“, die im „Savage-Look“, „zottig und bärtig“, die Straßen bevölkerten.

Indessen: „Der Mensch ist ein rituelles Tier“ – so hatte es Mary Douglas als Vertreterin der ritualistischen Gegenposition in Kritik an den anti-ritualistischen Bestrebungen ihrer Zeit bereits 1970 verkündet. Keine Gesellschaft komme ohne Rituale aus, und seien diese auch noch so unscheinbar. Ritualbedürftigkeit sei eine anthropologische Konstante. In der Tat: Versteht man unter Ritualen ganz allgemein habitualisierte Verhaltensweisen und kodifizierte Interaktionsregeln, die einen relativ hohen Grad an Formfestigkeit aufweisen und denen wir insgesamt eher unbewusst folgen, so können wir auf sie nicht verzichten. Sie begleiten uns fortlaufend und jeden Tag, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen.

Der Ritualbegriff, den Mary Douglas vertritt, ist jedoch weit enger gefasst. Er orientiert sich vornehmlich an dessen religiösem Gebrauch. Unter Ritualen versteht sie restringierte Codes mit Zeichenfunktion, denen sich die Menschen bewusst und willentlich unterwerfen und die ihre Rolle vor allem beim Umgang mit den als übermächtig und gefährlich angesehenen transzendenten Wesen spielen, die sie sich aber auch im gegenseitigen Umgang auferlegen, um Ordnung in das Chaos sozialer Beziehungen zu bringen, bestehende Hierarchien symbolisch abzubilden und zwischenmenschliche Kommunikation zu erleichtern.

Ritualbedürftigkeit

Der von Mary Douglas aufgestellten These von der Ritualbedürftigkeit des Menschen hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte anscheinend Recht gegeben. Die Phase des ostentativen Antiritualismus war womöglich nicht mehr als eine vorübergehende Gegenbewegung, die sich langfristig nicht durchsetzen konnte. Ohne die vielen kleinen Rituale des Alltags zu leben ist offensichtlich doch zu schwer. Auf elementare Begrüßungsgesten wie das Händeschütteln oder zumindest das leicht hingeworfene „Hallo“ hatte man auch schon in der Studentenbewegung nicht verzichtet. Überraschend ist es aber doch, dass der, lange Zeit als lächerlich abgetane, Handkuss, jene hochsublimierte Geste des Begehrens, heute wieder eine Konjunktur erfährt.

Im Zeichen eines konformistisch gewordenen Nonkonformismus haben sich noch vor zwanzig Jahren Brautpaare mehr oder weniger verstohlen zum Standesbeamten begeben, um ihre Unterschrift auf die Heiratsurkunde zu setzen. Heute spielen das feierliche Ehegelöbnis vor dem Altar, das weiße Brautkleid, selbst der Cut und vor allem die pompöse Hochzeitsfeier mit Polterabend, Tanz und symbolischen Brautraub, gerade unter jungen Leuten wieder eine zentrale Rolle. Alte Bräuche leben auf, für die man sich gern in Schulden stürzt, um eine Erinnerung für alle Zukunft zu behalten.

¹ Überarbeiteter Vortrag, gehalten an der Katholischen Akademie Bayern, 24.9.2004.

Vgl. auch die Anmerkungen am Schluss des Aufsatzes: „Postskriptum 2020“.